

sundheit, Kleidermode und Frauensport bilden Felder, in denen Rollenbilder einerseits unterstützt und verfestigt, andererseits aber auch konterkariert und aufgebrochen werden können.

Das letzte Kapitel sucht nach Frauenspuren im Ersten Weltkrieg, der wie jeder Krieg nicht nur „Männersache“ war, nicht auf die Front beschränkt blieb, sondern auch das Leben im Hinterland in vielfältiger Weise beeinträchtigte und veränderte. Salzburgs Frauen sind – wie Frauen überall in der Monarchie – Teil der anfänglichen Kriegsbegeisterung. Sie werden mobilisiert als „Soldatinnen“ der Heimat, „front“, arbeiten im patriotischen Hilfsdienst, organisieren Sammelaktionen, pflegen und dienen, – und sie treten in die Arbeitswelt der Männer ein und ersetzen diese. Kaum sonst wird die **Scheidung** zwischen öffentlichem und **privatem Leben** so prekär wie in Kriegszeiten. Die umfassende Mobilisierung und Politisierung von Frauen verschiedenster sozialer Schichten und politischer Ausrichtung nach dem Zusammenbruch der Monarchie bringt das Frauenwahlrecht in Österreich.

Die Intention der Autorinnen, die vermeintliche Absenz von Frauen in der Geschichte zu beenden, die Spuren von Frauen in den verschiedensten Bereichen in der Vergangenheit zu markieren, ist ohne Zweifel gelungen. Die Sorgfalt in der Auswahl und Kommentierung der Quellenmaterialien ist in jedem Kapitel zu spüren. Der Charakter eines Bilderlesebuchs zur Geschichte der Frauen in Salzburg ist für eine empirisch ausgerichtete und engagierte Lehre hilfreich und motiviert, diesen Weg weiterzugehen.

Elisabeth Dietrich, Innsbruck

Erna Appelt und Gerda Neyer, Hg., *Feministische Politikwissenschaft*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1994.

Die Debatte um feministische Politikwissenschaft, die in den USA ihren Ausgang nahm und mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum einige interessante Resultate erbrachte,¹ hat in Österreich zur Publikation eines Sammelbandes geführt. Verschiedene Aufsätze² und Monographien, die sich mit einzelnen Politikfeldern beschäftigten,³ sind in den vergangenen Jahren erschienen. Der von Erna Appelt und Gerda Neyer herausgegebene Band erweckt durch den Titel *Feministische Politikwissenschaft* – der ohne die in der Wissenschaftsrhetorik sonst üblichen Einschränkungen („Anmerkungen“, „Aufsätze über“, „Überlegungen zu ...“ etc.) auskommt – Neugierde und Erwartungen. Daß diese Erwartungen nicht alle mit einer einzigen, nicht sehr umfangreichen Publikation erfüllt werden können, liegt auf der Hand. Zu groß sind die Lücken. Die ganze „blinde Region“ Geschlecht, die die „Männerwissenschaft Politikwissenschaft“ (S. 7) bis heute prägt, zeigt, wie wichtig dieses Buch ist.

In ihrem Vorwort bezeichnen die Herausgeberinnen die Aufsatzsammlung als „Einblick in das Unterfangen feministische Politikwissenschaft“ (S. 7), „in das Spektrum der gegenwärtigen feministischen politikwissenschaftlichen Forschung, ihrer Ansätze, ihrer thematischen Schwerpunkte und ihrer unterschiedlichen Ausrichtungen“ (S. 11). Notwendigerweise muß die Auswahl subjektiv und lückenhaft sein. Sie beginnt mit einem Überblick von Eva Kreisky über die bisherige Entwicklung femini-

stischer Positionen im Feld Politikwissenschaft in den USA und in Europa. Catharine MacKinnon beschäftigt sich mit der Struktur des staatlichen Rechts, das sich – unausgesprochen, aber konsequent – an einem männlichen Subjekt orientiert und damit für Frauen, die das Versprechen moderner Demokratien einlösen wollen und Subjekt- und Staatsbürgerstatus beanspruchen, nur die Scheinalternativen Differenz und Gleichheit bietet. Carole Pateman untersucht in ihrem Aufsatz den Gesellschaftsvertrag, die Ursprungserzählung der bürgerlichen Gesellschaften. Sie kommt zu dem Schluß, daß die Theoretiker des modernen Staates nur den Vertrag erzählen, den Männer zur Begründung rationaler Herrschaft geschlossen haben. Die Geschichte der Frauen, die nicht von einem Vertrag unter Gleichen handelt, sondern von Unterwerfung, wird durchwegs unterschlagen. Erna Appelt zeichnet die Geschichte der Konzepte von Staatsbürgerschaft und Untertanenstatus nach und verweist auf ihre Mehrdimensionalität mit bürgerlichen, politischen und sozialen Rechten. Die zumindest zweihundert Jahre alte Konzeption des Bürgers/citoyen/citizen wird als politische Strategie der besitzenden Haushaltsvorstände definiert, die noch die Diskussion um die Festschreibung sozialer Rechte nach 1945 prägte und dazu führte, daß die europäischen Wohlfahrtsstaaten der Nachkriegsjahrzehnte ihre Sozialversicherungssysteme am Familienerhalter/Hausfrauen-Modell orientierten. Schon bei deren Entstehen evozierten die männlichen „Bürger“-Konzepte Revisionsversuche durch Frauen, die gegen ihren Ausschluß aus dem politischen Bereich und auf die Re-Definition

dessen, was als „politisch“ begriffen wurde, zielten. Die Sympathie Erna Appelts bei den von ihr diskutierten Gegenkonzepten gehört Mary Dietz's *citizenship*, wobei Parallelen zu kommunitaristischen Überlegungen anklingen. Dieses Modell hat seinen Ausgangspunkt in der *community* und verbindet Partizipation und Demokratie. Der Aufsatz von Cornelia Klinger führt die Diskussion um den Kommunitarismus fort. „Aus einer feministischen Perspektive“ (S.119) werden liberale und kommunitaristische Gesellschaftsentwürfe sowie Habermas' Strukturwandel der Öffentlichkeit kritisch analysiert. Klinger zeigt, wie schwer (oder wie leicht) es Liberalen wie John Rawls, liberalen Kommunitaristen wie Michael Walzer oder Konservativen wie Michael Sandel und dezidiert emanzipatorischen Zielen verbundenen Vertretern der Frankfurter Schule wie Jürgen Habermas fällt, Familie als Teil des Politischen zu fassen.

Der zweite Teil des Bandes präsentiert drei Fallstudien feministischer Politikwissenschaft: Janine Mossuz-Lavau befaßt sich mit Erfolg und Mißerfolg der französischen Frauenbewegung in der Auseinandersetzung um die Reform der Sexualstrafgesetzgebung. Arnaug Leira untersucht die verschiedenen Konzepte von Mutterschaft, die die Sozialpolitik prägen. Sie zeigt am Beispiel der skandinavischen Staaten, wie positiv die dort getroffenen Maßnahmen die Integration von Müttern als Staatsbürgerinnen fördern. Der Band endet mit einem Beitrag von Inge Rowhani über *Frauenzeit – Männerzeit*, in dem sie nachweist, daß selbst auf den ersten Blick geschlechtsneutrale Kategorien wie Zeit auch geschlechtsspezifische Implikationen haben. Sie plädiert

für eine gesellschaftliche Neu-Definition von Arbeitszeit, die die Realität, mit der Frauen in ihrer Mehrzahl konfrontiert sind, miteinbezieht.

Hier ist es nicht möglich, Texte von so unterschiedlicher Perspektive und unterschiedlicher Qualität dem Gegenstand angemessen zu diskutieren. Es seien im Folgenden daher nur einige Gedanken formuliert, die sich auf die Auswahl der Texte beziehen: Der feministischen Politikwissenschaft, die kein homogenes Wissenschaftsfeld mit genau definierten Grenzen darstellt, wird durch die sehr heterogene Textauswahl Rechnung getragen. Ein Beitrag, der sich mit der Kategorie Geschlecht, ihrer Definition und Konstruktion im politischen Feld auseinandersetzen würde, fehlt jedoch. Da gerade diese Diskussion zur Zeit von feministischen Theoretikerinnen international sehr heftig und kontrovers geführt wird, fällt dieses Fehlen in einem Band, der verschiedene Perspektiven und Ansätze exemplarisch darstellen soll, besonders auf.

Im theoretischen Teil wird die längere Tradition und größere Differenzierung der amerikanischen feministischen Wissenschaft durch die Aufnahme von zwei Texten dokumentiert. Grundsätzlich ist es sehr positiv, wenn wichtige Texte – vor allem jene „Klassiker“ der feministischen Politikwissenschaft“ (S. 7), auf die im Vorwort hingewiesen wird – auch in deutscher Sprache zugänglich sind. Es erschwert aber zumindest meinen Zugang erheblich, wenn von einem komplexen und umfangreichen Text wie MacKinnon's *Toward a Feminist Theory of State* nur ein Ausschnitt, das 12. Kapitel, widergegeben wird. Es entstehen dadurch begriffliche Probleme, die durch die Über-

setzung, die nicht immer glücklich ist, nicht gelöst werden.

Etwas willkürlich erscheint die Auswahl der „Fallbeispiele“, die von den Herausgeberinnen nicht näher erläutert wird. Durch die Aufnahme des Beitrages aus dem skandinavischen Raum beschränkt sich der Sammelband dankenswerterweise nicht auf die hierorts dominante Perspektive in Richtung Amerika. Skandinavische Arbeiten, die aufgrund der Sprache, soweit sie nicht in Englisch erschienen sind, tatsächlich schwer zugänglich sind, bieten für die deutschsprachige Diskussion interessante Anregungen. Da die staatlichen Strukturen und Institutionen wichtige Parallelen zu den hiesigen aufweisen, können aus der anglo-amerikanischen Tradition stammende Perspektiven, Topoi und Haltungen relativiert und modifiziert werden. Wenn ein Kriterium für die Auswahl der einzelnen Beiträge ihr beispielhafter Charakter für die feministische Theoriebildung war, so erscheint mir der Beitrag von Janine Mossuz-Lavau als besonders problematisch. Gerade die theoretische Fundierung des Begriffes der „Macht“, mit dem die Autorin operiert, bleibt unklar. Oder versteht sie darunter eine Ausweitung der Selbstbestimmung, eine Vermehrung der Wahlmöglichkeiten,⁴ wie es im Vorwort definiert wird? Eine exakte Festlegung wäre im Sinne der Entwicklung eines Begriffsinstrumentariums wünschenswert und notwendig.

Trotzdem ist den beiden Herausgeberinnen für diesen Über- oder „Einblick“ in verschiedene Denkansätze und Perspektiven einer feministischen Politikwissenschaft zu danken. Es ist zu hoffen, daß feministische Positionen und Fra-

gestellungen in die *male mainstream-*Wissenschaft Eingang finden, die damit aufhören sollte, *dominant male* zu sein.

Maria Mesner, Wien

Anmerkungen:

1 Stellvertretend sei hier nur genannt: Institut für Sozialforschung Frankfurt, Hg., Geschlechterverhältnisse und Politik, Frankfurt am Main 1994.

2 Vgl. Eva Kreisky, Der Staat ohne Geschlecht? Ansätze feministischer Staatskritik und feministischer Staatserklärung, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft (1993), 23–35; oder das Schwerpunktheft „Gleichheit – Differenz“, Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft (1994).

3 Vgl. Sieglinde Rosenberger, Frauenpolitik in rot-schwarz-rot. Geschlechterverhältnisse als Gegenstand der österreichischen Politik, Wien 1992.

4 Vgl. Anna G. Jónasdóttir, On the Concept of Interest, Women's Interests, and the Limitations of Interest Theory, in: Kathleen B. Jones u. Anna G. Jónasdóttir, Hg., The Political Interests of Gender. Developing Theory and Research with a Feminist Face, London u.a. 1988, 49.

Marie Jahoda, Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften, hg. u. eingel. v. Christian Fleck, übers. v. H. G. Zilian, Graz u. Wien: Nausner & Nausner 1994.

„Ich bin eine Frau, ich bin eine Mutter, ich bin Sozialpsychologin“ antwortet Marie Jahoda auf die Frage eines selbstentworfenen psychologischen Tests („Ich bin ... Gib fünf Antworten“), um dann noch fortzusetzen „Ich bin ein Flüchtling, ich bin agnostisch“ (S.252). Daß

sie nicht sagt, „ich bin jüdisch“, nimmt sie zum Anlaß, einen Aufsatz über diese ihr unheimlich gewordene Aussparung zu schreiben (*Was heißt es, jüdisch zu sein*, S. 252 ff.).

Marie Jahoda zählt im deutschsprachigen Raum zu den unbekanntesten Bekannten: Zwar ist ihr Name untrennbar mit der ‚legendären‘ Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal* von 1933 verbunden, ihre weiteren, vor allem seit der Emigration 1937 geschriebenen Arbeiten sind allerdings selbst in (deutschsprachigen) Fachkreisen nicht besonders bekannt.

Es ist das Verdienst des ersten Bandes einer neu begonnenen Buchreihe *Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigranten*, zum Teil verstreut publizierte und zum Teil unveröffentlichte Studien und Texte in deutscher Sprache zugänglich zu machen. Der Herausgeber des Bandes, der Grazer Soziologe und Wissenschaftshistoriker Christian Fleck, der damit seine Bemühungen um Marie Jahoda fortsetzt,¹ ordnete die einzelnen Beiträge unter die Überschriften „Konformität und Freiheit“, „Folgen von Vorurteilen und ihre Bekämpfung“, „Antisemitismus und Antisemitismusforschung“, „Methodologie und Theorie“ und „Kulturelle Unterschiede“. Die Auswahl gibt nicht nur einen Überblick über das wissenschaftliche Oeuvre einer Sozialwissenschaftlerin, sondern sie thematisiert – ohne eine ‚starke‘ Hypothese darüber bilden zu wollen – auch den Zusammenhang von (engagiertem) wissenschaftlichem Werk und Biographie. Biographie meint hier den keineswegs bruchlosen Weg von der sozialistischen Jugendfunktionärin aus Wien zur sozial engagierten Studentin und Forscherin, zur Wi-